

und bei der Behandlung der Humanisten der Renaissance.

Latein und Europa – das wünscht man sich bald als übergreifenden Titel verstehen zu dürfen. Das Buch MANFRED FUHRMANNs wäre dann eines von mehreren, die den gelehrten Unterricht und seine Geschichte in England, Frankreich, den Niederlanden, Spanien und Italien darzustellen hätten. Die Geschichte der Klassischen Philologie, wie wir sie von RUDOLF PFEIFFER haben, bekäme dadurch nicht nur eine wertvolle Ergänzung, sondern eine gerade auch in soziologischer und historischer Hinsicht beachtliche Ausweitung. Der gelehrte Unterricht findet in der Schule statt. Wie ging man in Europa mit den Schulen um? Und wie mit den Schülern?

FUHRMANNs Buch ist eine Fundgrube für die Verhältnisse in Deutschland. Von JOHANN AMOS COMENIUS etwa, einem Schulmann aus Mähren, der seine Heimat verlassen musste, als die Habsburger dort ihr Programm gewaltsamer Rekatholisierung durchsetzten, wird berichtet, dass er „bei aller Sittenstrenge und Frömmigkeit fröhliche Kinder um sich sehen“ wollte: „Wer gern lerne, lerne leicht, und hierzu seien helle Unterrichtsräume in heiterer Umgebung, mit Spielplatz und Garten, überaus förderlich. Der Lehrer zeige stets ein freundliches Wesen und geize nicht mit Lob; Schläge aber und sonstige Zwangsmittel suche er zu meiden. Man überbürde die Schüler nicht mit Stoff; man ppropfe ihnen das Wissen nicht äußerlich auf, sondern suche zu erreichen, dass sie die Zusammenhänge aus eigener Hinsicht von innen her begreifen.“

Wer solche Grundsätze aus der Mitte des 17. Jahrhunderts liest, mag sich wohl fragen, wie es kommt, dass in der so wichtigen Angelegenheit, wie es die Schule für Kinder ist, immer wieder das Richtige gesagt wird und immer wieder das Richtige missachtet wird. Es dürfte kaum eine bedeutsame Schulreform in all den Jahrhunderten gegeben haben, die nicht in der einen oder anderen Weise ihre Ziele so beschrieben hätte, wie es COMENIUS tat. Aber eines der beliebtesten und meist gelesenen Bücher, das in der Mitte des 20. Jahrhunderts über die Schule geschrieben wurde, die „Feuerzangenbowle“ von HEINRICH

SPOERL, amüsiert sein Publikum mit dem Satz: „Mit der Schule ist es wie mit der Medizin – sie muss bitter schmecken, sonst nützt sie nichts.“

Nicht, dass der Unterhaltungsroman eine Quelle sein könnte für die Praxis des Schulunterrichts um 1930. Aber seine Beliebtheit bei Generationen von Lesern deutet nun doch darauf hin, wie Schule von Millionen erlebt wurde. Dabei heißt es im Motto: „Dieser Roman ist ein Loblied auf die Schule. Aber es ist möglich, dass die Schule es nicht merkt.“ Auch das stimmt. Da geht es aber um die Lehrer. FUHRMANN bricht mit seinem Buch bei dem Hohenzollern WILHELM II. ab. Für die Geschichte des Niedergangs jener Schulform, in der die alten Sprachen im Mittelpunkt der Bildung standen, fühlt er sich als Latinist, wie er sagt, nicht mehr zuständig. Doch kein Niedergang muss endgültig sein.

FUHRMANN selbst gibt zwei Beispiele. Das Latein selbst wurde nach dem Chaos der Völkerwanderung den Kontinentaleuropäern durch britische Mönche aus Irland und England wiedergegeben. Mit ihnen beginnt die karolingische Renaissance. Und auch das Griechische ging in Deutschland Ende des 16. Jahrhunderts dramatisch zurück. „Die Neuhumanisten“, schreibt FUHRMANN, fanden somit, als sie um die Mitte des 18. Jahrhunderts tätig zu werden begannen, nahezu dieselbe *Tabula rasa* vor wie ihre Kollegen von einst, vom Ausgang des 15. Jahrhunderts.“ Die Hoffnung auf eine neuerliche Renaissance, vielleicht 2201, braucht niemand aufzugeben. –

JÜRGEN BUSCHE, Berlin

*Die frühen römischen Historiker I. Von Fabius Pictor bis Cn. Gellius. Herausgegeben, übersetzt und kommentiert von H. Beck und U. Walter., 384 S., WBG Darmstadt 2001, Mitglieder-Preis DM 64,- (Texte zur Forschung, Band 76, ISBN 3-534-14757-X).*

„Am Anfang steht Fabius Pictor“ (17). Lapidar und monumental wie das Johannesevangelium setzt die auf zwei Bände angelegte Sammlung der frühen römischen Historiker des Autorengespans HANS BECK und UWE WALTER ein, die H. PETERS *Historicorum Romanorum Reliquiae* von 1924 bzw. 1967 zu ersetzen sich

anschickt. Dabei handelt es sich um „keine Fragmentsammlung im philologischen Sinn“ (51), sondern die Texte werden, wie es sich für zünftige Historiker gehört, pragmatisch auf ihren „sachliche(n) Gehalt“ (53) hin befragt. Der vorliegende Band I versammelt zehn Autoren (QUINTUS FABIVS PICTOR, LVCIVS CINCIVS ALIMENTVS, MARCVS PORCIVS CATO, AVLVS POSTVMIVS ALBINVS, GAVIVS ACILIVS, LVCIVS CASSIVS HEMINA, LVCIVS CALPVRNIVS PISO FRVGI, GAVIVS SEMPRONIVS TVDITANVS, GAVIVS FANNIVS, GNAEVVS GELLIIVS), die „Wohl alle (...) Gesamtgeschichten von den mythischen Anfängen bis in die jeweilige Gegenwart“ (44) verfassten. Der zu einem späteren Zeitpunkt erscheinende Band II dagegen soll die Diversifizierung der frühen römischen Geschichtsschreibung in die verschiedenen Gattungen wie Monographie, Zeitgeschichte und Autobiographie dokumentieren.

In der überaus lesenswerten Einleitung (17-61) verwarren sich beide Autoren zunächst gegen die „gängige Ansicht, die über Qualität und Wirkungskraft dieser Werke weit ungünstiger urteilt“ (19), räumen gleichwohl aber ein, dass die spärliche Textüberlieferung für die eineinhalb Jahrhunderte vom Archegeten der Gattung FABIVS PICTOR bis zu den ersten vollständig erhaltenen Geschichtswerken CAESARS und SALLVSTS bereits ein Urteil gesprochen hat. Zumindest FABIVS PICTOR sei „formative Kraft“ (17) zu bescheinigen, da er „aus der komplexen Gemengelage von individuellen und kollektiven Gedächtnisbeständen eine Geschichte der *res publica* insgesamt mit Anspruch auf Geltung“ (ebd.) gestaltet habe. Erhellend wird aufgezeigt, wie gegenläufig die Entwicklung der griechischen und der römischen Historiographie war. Standen mit HERODOT und THVKYDIDES paukenschlagartig die hochrangigsten Autoren am Anfang der Gattung, bevor es zur Ausdifferenzierung in rhetorische, tragisch-mimetische und pragmatische Geschichtsschreibung kam, nahm deren römisches Pendant einen langen Anlauf zu den herausragenden Werken eines SALLVST, LIVIVS und TACIVS.

Lehrreich ist der Abschnitt, der den Rückgriff der frühen römischen Historiker auf die Erzählmotive und exemplarischen Deutungs-

muster der Griechen beleuchtet. Diese Orientierung an den griechischen Autoren verlangte andererseits aber auch nach Abgrenzung und eigener Akzentsetzung. Dabei wurden das römische Gründungsdatum und chronologische Fragen überhaupt zur „Nagelprobe wissenschaftlicher Verlässlichkeit“ (25). Zur Rekonstruktion der im Dunkeln liegenden Frühgeschichte bedienten sich die römischen Historiker etymologischer und aitiologischer Denkguren, wie sie von KALLIMACHOS in den „Aitia“ und von dem durch ENNIIVS' Übersetzung auch in Rom bekanntgewordenen EUHEMEROS gehandhabt wurden. Hier setzte sich die typisch hellenistische Konvergenz von Poesie und Historiographie fort.

Dort standen den senatorischen Geschichtsschreibern auch römische Wissensbestände zu Gebote. Dazu zählten neben dem in den Nobilitätsfamilien tradierten Herrschaftswissen Selbsterlebtes und die selbstverständliche Kenntnis der „Mythotopographie Roms mit ihren Hügeln, Hainen, Hütten und Höhlen“ (28), wodurch umständliches Quellenstudium entfiel. Darüber hinaus konnten die frühen römischen Historiker auf die Zeugnisse aristokratischer Ahnenverehrung wie die im Atrium verwahrten Wachsmasken der *maiores (imagines)* und deren auf die Wände gemalten Stammbäume (*stemma*) und *tituli* zurückgreifen. Die jüngere Forschung sieht auch die *oral tradition*, also etwa Heldenlieder oder Legenden bei aristokratischen Gastmählern, als zusätzliche Informationsquelle an. Eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Konstituierung der frühesten römischen Geschichte kommt dem Drama des 3./2. Jhs. zu: „Denn für ein Publikum, das keine Bücher kannte, bedeutete die Inszenierung auf der Bühne in hohem Maße Realität.“ (32). Überbewertet dagegen werden nach wie vor die Rolle der schematischen Aufzeichnungen des Oberpriesters für die annalistische Geschichtsschreibung. Man muss nämlich unterscheiden zwischen der *tabula apud pontificem maximum* (einer Kalendertafel mit Vorabeinträgen zu Festen, *dies nefasti* etc., die im Laufe des Jahres *ad hoc* ergänzt wurde) und den *annales maximi*, einer wohl von SCAEVOLA zwischen 130-114

veranstalteten achtzig Bände umfassenden und den Bestand der *tabulae* wesentlich erweiternden Buchausgabe. Von ihr schloss CICERO fälschlich auf den Inhalt der *tabulae*, was sich damit erklärt, dass er im Unterschied zum alten CATO die *tabulae* nicht mehr aus eigener Autopsie kannte. Den sog. „Annalisten“ standen nur die relativ dürftigen Priesteraufzeichnungen zur Verfügung, die somit nur einen Teil ihres Quellenmaterials zu bilden vermochten und kein prägendes Formvorbild gewesen sein konnten, anders als die zeitgenössische römische Epik.

Stellte NAEVIUS im *Bellum Punicum* durch die Verklammerung der Gegenwart (Hannibalkrieg) mit der fernsten Vergangenheit (Dido) und einer spezifischen Rhetorik für beispielhafte Leistungen nachahmenswerte Modelle für die Geschichtsschreibung bereit, so strukturierte ENNIUS die römische Geschichte durch Binnenproemien und die Art der Bucheinteilung und nahm Züge historiographischer Darstellung vorweg, indem er Wertbegriffe wie *pietas* und große Einzelne in das Zentrum seiner Gestaltung rückte. Ironischerweise dürften die „Annales“ des ENNIUS größere Prägekraft auf die frühe Geschichtsschreibung der Römer ausgeübt haben als die jährlichen priesterlichen Aufzeichnungen, von deren Namen sich das Epos außertextuelle Autorität lieh.

Gegen Ende der Einleitung wird eine leise Spannung zwischen kunstgeschichtlicher und historischer Sichtweise deutlich. Bezeichnet T. HÖLSCHER die Historiographie als „Seitenzweig des geschichtlichen Gedächtnisses“, da Denkmäler und soziale Praktiken als vorrangige Stützen römischer Erinnerungskultur anzusehen seien, behaupten die Autoren die Wichtigkeit der literarischen *memoria*. Erstens habe die literarische Performanzkultur in Rom auch Geschichtswerken eine breite Öffentlichkeitswirkung gesichert, zweitens besäßen sie pragmatisch gesehen einen höheren Grad an Verfügbarkeit gegenüber statischen Denkmälern, und drittens böten sie die Möglichkeit der Kontextualisierung und der Fixierung von Sinn: „Wir könnten die Überreste der Denkmäler ohne Texte gar nicht verstehen, aber bereits den Römern erzählten zahlreiche

Monumente keine Geschichte oder allenfalls viele Geschichten.“ (48)

Im Anschluss an die Einleitung werden die Fragmente der frühen römischen Historiker nach einem einheitlich gestalteten sinnvollen Schema präsentiert: Auf die Biographie des jeweiligen Autors folgt der Text mit, soweit der Rezensent es übersieht, sauberer Übersetzung und einem nützlichen Kommentar. Eine Konkordanz mit dem „Peter“ und ein Stellenregister beschließen ein wohldurchdachtes und wissensgesättigtes Werk, dessen zweitem Band man mit Freude entgegensehen kann.

MICHAEL LOBE, Dinkelsbühl

*Canfora, Luciano: Caesar. Der demokratische Diktator. Eine Biographie. München: Beck 2001. 491 S. 68,50 DM (ISBN 3-406-46640-0).*

Der Titel des Buches verspricht zwei Dinge, die der Verfasser nicht einlöst: Er hat keine Biographie über CAESAR verfasst und er lässt den Leser auch nach über 300 Seiten Lektüre im Unklaren, warum CAESAR ein „demokratischer Diktator“ sei. Damit seien alle diejenigen Leser vorgewarnt, die von einem Buch solchen Umfangs auch eine umfassende Aufklärung über Leben, Persönlichkeit und Wirken erwarten – eigentlich setzt die Lektüre von CANFORAS Buch die Kenntnis von CAESARS Biographie voraus. Stattdessen entwickelt CANFORA entlang den Stationen von CAESARS Leben ein sehr eigenwilliges Panaroma von „Caesar-Bildern“: Zuerst das Selbstbild, das CAESAR in seinen Werken entwirft und das die spätere Tradition dominiert (die „caesarische Propaganda“), dann das Bild der Zeitgenossen (insbesondere CICEROS, der umfänglich zu Wort kommt); CANFORAS heimlicher Held aber ist C. ASINIUS POLLIO (Konsul 40), der nach der Schlacht von Aktium 31 ein (verlorenes) Geschichtswerk verfasste, das sich bewusst gegen die caesarische „Vulgata“ stellte (Reste seines Werkes finden sich in den antiken CAESAR-Biographien von SÜETON und PLUTARCH), was AUGUSTUS nicht sonderlich schätzte. Die stärksten Partien des Buches sind zweifellos diejenigen, in denen die Überlieferungen direkt, plastisch und überzeugend kontrastiert und die Quellen wirklich zum Sprechen gebracht werden.